

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 193.

Freitag, 20. August.

1915.

(4. Fortsetzung.)

„Das Tantchen.“

Ergählung von Horst Bobemer.

(Nachdruck verboten.)

Geini Klebenich wurde doch recht unruhig auf seiner „Senta“. Seine Blicke ließ er über das Land schweifen. Durch die junge Saat trieb der Rammeler die Gänse, dort drüben am Waldrand wurden Kartoffeln gelogt. Die Buchen standen noch grau-blau mit dicken Blattknospen und hier und da war ein Ast, der besonders der Sonne angeleckt war, schon mit jungem Grün geschnückt. Der Frühling hat's in Ostpreußen nicht so eilig, am Rhein waren jetzt die Apfelbäume schon am Verblühen. Ein schwüles Ritzern lag in der Luft, kam in der Nacht ein warmer Regen, dann sprangen die Blatt- und Blütenknospen. Beim Menschen tat es das erlösende Wort. . . Ein Radfahrer kam ihm entgegen, als er näher heran war, legte sich Geini Klebenichs Stirn in Falten. Den Mann, der da auf dem Stahlroß saß, sah man nicht gern, wenigstens nicht in seinen vier Wänden. Es war der Gerichtsvollzieher. Mit dem hatte er vorigen Herbst, als er aus dem Manöver gekommen war, sehr wider Willen, Bekanntschaft geschlossen. Der Moritz Spieß in Königsberg hatte ihn mit einem Pferdchen reingelagt und er hatte sich geweigert, den Restbetrag zu begleichen. Da hatte er, ins Manöver nachgeschickt, einen Wisch bekommen, auf dem stand „Zahlungsbehl“. Was hatte ihm der Moritz Spieß zu befehlen? Gelacht hatte er drüber! Und zwei Stunden nach dem Einrücken war der Gerichtsvollzieher erschienen und verlangte Bezahlung, „widrigensfalls Pfändung erfolgt“. Da hatte er, nachdem er eine eingehende Belehrung entgegengenommen, feufzend nach seinem Scheckbüchlein gegriffen. Mit Moritz Spieß aber machte das ganze Offizierkorps der „Dusterlosafen“ keine Geschäfte mehr. Trotzdem er immer wieder an die Herren schrieb, daß er das Beste vom Besten zu kulantem Bedingungen in seinem Königsberger Stall stehen habe. . . Der Gerichtsvollzieher Wachs-muth radelte ganz langsam, als er herankam, zog er den Hut, sagte „Guten Tag, Herr Leutnant“ und sah ihn geradezu bedauernd an. Und dann trat er in die Pedale, als sähe ihn der Teufel im Genick. . . Geini Klebenich machte große Augen.

Ja, was fiel denn dem Manne ein? Er war doch keinem Menschen etwas schuldig. Ein unangenehmes Gefühl beschlich ihn. Ach, das war ja Unsinn! Er zog die Uhr. Es wollte aber auch gar nicht sechs werden und er war keine 2 Kilometer mehr von Laupischheim entfernt. Der Wald rechts und links vom Wege gehörte Herrn Böhmer. Er war ein bißchen reichlich durchgeforstet worden vorigen Winter. Mancher Stamm, der noch hätte stehen bleiben können, war zu Geld gemacht worden. Mein Gott, jeder half sich so gut er konnte, wenn der Anblick auch traurig stimmte, besonders wohl den, dem der Wald gehörte. Scharf hielt Geini Klebenich die Senta am Zügel, sie kannte diesen Weg und wollte sich nach den faulen Tagen einmal wieder ordentlich strecken. Sonst hatte ihr Herr doch immer nicht schnell genug nach dem langgestreckten, mit Efeu umspannenen lehmbräunen Haus kommen kön-

nen. Und dann spitzte sie mit einem Male die Ohren. Guffschlag erklang von ferne. Scharfer Trab. Ihr Herr mußte den auch gehört haben, denn er neigte sich vor, der Sattel knarrte. Und dann staunte Geini Klebenich schon wieder. Auf seiner breiten Piese, wahrhaftig kein Staatsgaul, kam der Rittergutsbesitzer Böhmer ihm entgegengeritten mit feuerrotem Kopfe, sein langer, blonder, von grauen Fäden durchwirkter Vollbart wehte im Winde. Einen Augenblick setzte dem jungen Offizier der Herzschlag aus. Sollte man ihm die mit Bleistift beschriebene Postkarte übel genommen haben? Er hatte darauf seinen Gefühlen durchaus keinen Zwang auferlegt. In diesem Augenblick begriff er es nicht, wie er das hatte tun können. . . Da war Herr Böhmer schon, zog die weiße Schirmmütze.

„Guten Tag, Herr Leutnant! Eigentlich wollte ich Ihnen ein bißchen weiter entgegenreiten. Drehen Sie mit um, denn Laupischheim wird Sie heute und die nächste Zeit schwerlich sehen!“

Also doch! Und ein fuchsteufelswildes Gesicht machte Herr Böhmer. Er wollte etwas sagen, aber vor lauter Verwirrung blieben ihm die Worte im Munde stecken. Daß man wegen der Postkarte so starkes Geschick auffahren würde, hatte er im Traume nicht gedacht. Und während er nach einer Entschuldigung suchte, sagte Herr Böhmer:

„Es war ein Fehler von mir, daß ich Ihnen nicht schon früher reinen Wein eingeschenkt habe. Aber der Mensch hofft! Und ich bin über manches Hindernis gerade noch hinweggekommen! Aber dieses Mal liegt ich auf der Nase! Verstehen Sie das?“

In der ersten halben Minute verstand es Geini Klebenich nicht. Aber dann begriff er. Also an der Postkarte lag es nicht, sondern an dem elenden Mammon. Da lachte er sich seine Beklemmung vom Herzen.

„Was Sie mir anscheinend mitzuteilen gedenken, Herr Böhmer, davon hab' ich, glaube ich, einen Schimmer! . . . Aber . . .“

„Sehr richtig, — Schimmer“, unterbrach ihn Herr Böhmer. „Wie die Dinge liegen, muß ich Ihnen aber die volle Wahrheit sagen. Geheimnis wird sie so wie so nicht lange mehr bleiben! Also ich muß runter von Haus und Hof!“

Die Senta machte einen Satz, weil Geini Klebenich zusammengezuckt war und sie dabei mit den Sporen gekibelt hatte.

„Herr Böhmer!“

Der knirschte mit den Zähnen, freßrot wurde sein Gesicht.

„Ja, ja! Da schindet man sich rum, an die vierundzwanzig Jahre auf Laupischheim und so sieht dann das Ende aus! Hab' ich je den Leuten Sand in die Augen gestreut? Nie, sage ich Ihnen! Wer zu mir kam, herzlich willkommen, was der Haushalt hergibt, steht auf dem Tisch und 'n saurer Rosel und Königsberger helles Bier! Und die Herren sind trotzdem gern zu mir gekommen, vielleicht gerade deshalb. Weil da nicht Frad-

und weiße Binde oder Manka mit Epaulettes verlangt wurde! . . . Ich hätte mich auch halten können, ganz gut, trotz der schlechten letzten Jahre, wenn mir nämlich die zweite Hypothek nicht gekündigt worden wäre. Aber davon verstehen Sie nichts, seien Sie froh, daß Sie es nicht brauchen, zweite Hypotheken sind nämlich in unserer Zeit so selten wie Maikäfer im Dezember. Ich hatte aber trotzdem Ausichten, eine zu kriegen, gestern hat sich's erst zerklagen, deshalb hab' ich dummerweise nicht eher gebremst! . . . Sie werden vorhin dem Gerichtsvollzieher begegnet sein. Kurz und gut: Zahlung in vierzehn Tagen der zweiten Hypothek oder ich hab' den Sequester auf dem Hals, anschließend Zwangsversteigerung! So, nun wissen Sie Bescheid. Loben Sie wohl, Herr Leutnant Klevenich, und keine Gefühlsduselei, Sie reiten jetzt geradeaus nach Hause und ich mache kehrt!"

Herr Böhmer warf seine braune Riese herum und gab ihr die Sporen. Ob die Senta aus eigenem Antrieb daselbe tat oder mit Hilfe von Heini Klevenich, das hat er später selbst nicht ganz genau feststellen können. Jedenfalls galoppierten die beiden Stuten einträchtiglich nebeneinander, und der Heini lachte wieder und sagte:

"Ja, Herr Böhmer, auf diese Weise komm ich noch ziemlich pünktlich nach Raupischkeim!"

Da parierte der seine alte Riese so scharf durch, daß sie sich beinahe auf die Hinterhand gesetzt hätte, und schrie den jungen Offizier an:

"Das duldt ich nicht! Nach Hause sollen Sie reiten — nach Hause! Auf meinen Hof kommen Sie mir nicht! Frau und Tochter weinen sich die Augen aus! Und überhaupt in solcher Lage, da empfängt man keinen Besuch!"

Aber der Heini ließ sich nicht wogschiden, er dachte gar nicht daran.

"Na, dann trocknen wir die Tränen gemeinsam!"

Ganz dicht ritt Herr Böhmer an den jungen Offizier heran, blutunterlaufen waren seine Augen, der Atem pfiß ihm durch die Kehle.

"Herr Leutnant, ich kann mir denken, was Sie mir nun sagen wollen! Das macht Ihnen alle Ehre, aber das nehm' ich nicht an. Deshalb hab' ich ja solange geschwiegen, weil ich nicht wollte, daß Sie eines Tages mit der zweiten Hypothek ankommen! . . . Und nun ein ernstes Wort! Lassen Sie es nicht zum offenen Strach kommen, denn auf meinen Hof und in mein Haus laß ich Sie nicht rein, solange ich da überhaupt noch was zu sagen hab!"

Heini Klevenich entgegnete kein Wort. Griff in die Bügel, machte kehrt und ritt im Schritt heimwärts.

Erst war er wie vor den Kopf geschlagen. Nach einiger Zeit funktionierte das Gehirn wieder ganz gut. Also so sah der Tag aus, auf den er sich ganz unbändig gefreut. Erst hatte es bei der Kritik einen Anpfiß gegeben, nun, der war unter den obwaltenden Umständen zu ertragen gewesen. Man hatte eben nicht alle Gedankens auf den königlichen Dienst einzig und allein gerichtet gehabt. Dann war Tantchen als kolossale Überraschung aufgetaucht, mit 'ner reinen Leichenbittermiene noch dazu und hatte ganz gegen ihre sonstige Art mit Borkwürfen um sich geworfen. Die vertrat man natürlich heute weniger denn je. Bei dem Zusammentreffen mit dem Gerichtsvollzieher war ihm beinahe übel geworden, trotz seines ganz reinen Gewissens. Weil eine Ahnung in ihm aufgedämmert war, daß er das efeuamspinnene Herrenhaus in Raupischkeim aufgesucht hatte. Den Gedanken hatte er zwar, als er sich ganz schwach gemeldet, gleich wieder als Verdrüßtheit fallen lassen. Und zum Schluß war Herr Böhmer mit der ganzen, fürchterlichen Wahrheit ihm entgegengeritten. Seine Aufregung war zu verstehen — aber wie der ihn angebrüllt hatte.

Mein Gott, andre Leute hatten doch auch zweite Hypotheken auf ihren Gütern — und freuten sich ihres Lebens. In einer Zeitung hatte er allerdings neulich zufällig gelesen, daß es jetzt mit den zweiten Hypothe-

ken der reine Jammer sei. Also das stimmte. Und wenn sie schon im Lande knapp zu haben waren, so bekam man sie todlicher nicht vier Kilometer von der russischen Grenze. Auf Boden, der seine ganz besonderen Mucken noch obendrein hatte. Regnete es, kamen die Pferde auf dem Behm kaum vorwärts, brannte die Sonne, wurde der Boden hart wie Stein und rissig. War freilich das Wetter ohne scharfe Witterungsumschläge, kam Regen und Sonnenschein hübsch zur rechten Zeit, dann wurden hier auch Ernten erzielt wie auf den allerbesten Böden Deutschlands. Wenn aber ein paar schlechte Jahre kamen und die Maul- und Klauenfeuche außerdem noch sich einstellte, dann ging einer, der nicht auf einem beträchtlichen Geldbeutel saß, leicht kopfheißer . . .

Und die Emmi weinte sich mit ihrer Mutter die Augen aus. Jetzt begriff er, warum ihre Rehaugen ihn in der letzten Zeit so ängstlich forgend angesehen. Da schlug ihm das Herz bis zum Hals hinauf. Der alte Böhmer war ein „dreibastiger“ Kerl, wie man in Ostpreußen sagt. Ein Mann, der mit dem Kopf durch die Wand wollte, egal, ob nachher der große Kladderadatsch kam . . . Nun, das Gut war ziemlich groß, aber der Morgen Land wurde höchstens mit vierhundert Mark bezahlt — allerhöchstens. Da konnte auch die zweite Hypothek nicht unerträglich hoch sein. Und als er sich erst so weit durchgedacht hatte, da lachte der Heini Klevenich wieder und trabte an. Jetzt war ihm nur Tantchen im Wege. Was half das alles. Sie mußte ein paar Stunden schlecht behandelt werden, nachträglich war sie ja nicht. Und wo er erfuhr, wie hoch die zweite Hypothek auf Raupischkeim war, das wußte er auch.

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Es gibt Stimmungen und Verhältnisse, wo man sich vor allen Menschen verstecken, vor allen Beobachtern vertrieben möchte; vielleicht muß man ihnen eine Zeilana Rechnung tragen.

Kriegsbegräbnisse auf Gallipoli.

Das von den Engländern und Franzosen besetzte kleine Strandstück auf Gallipoli, der Schauplatz so blutiger und erbitterter Kämpfe, ist zu einem Standort des Todes geworden. Die Leichen, die nach jedem Gefecht auf dem Sand zurückbleiben, füllen in von Tag zu Tag dichter werdenden Reihen den Boden, der Freund und Feind in gleicher Weise zudeckt. Eine eingehende Schilderung dieser Soldatenbegräbnisse, die auf Gallipoli zum alltäglichen Ereignis geworden sind, veröffentlicht der französische Kriegsberichterstatter André Tudesq im „Journal“: „Gestern abend erscholl vom Sammelplatz der Genietruppen das Rochen der Hammerschläge auf Hölzer und Bretter. Man war wieder dabei, eine neue Anzahl von Särgen zu nageln. Der Tag, schwer von Gewitter und Treiber, war für die Kranken schlecht gewesen. Und heute morgen gab es dreierlei Begräbnisse: ein türkisches, ein englisches und ein französisches. Der Anfang wurde mit dem Türken gemacht. Der Gefallene war ein Offizier, man begrub ihn mit allen Ehren: 60 türkische Gefangene, 60 französische Soldaten, 4 Offiziere mit gezückten Degen und ein Abgesandter des Generalstabs gaben ihm das Geleite. Vier anatolische Unteroffiziere in hellgrünen Uniformen trugen die Bahre. Bald war der muselmanische Friedhof erreicht. Es ist nicht schwer, dort Gräber zu scharren, an den meisten Stellen haben die geplatzten Granaten die Arbeit getan. Ein Feldhorn erklang, von einem Quaven geblasen. Ein anderer Quave ließ seine beiden Stöckchen in dumpfem Wirbel auf die mit schwarzem Flor umwundene Trommel fallen. Die Gewohnheit, die die ewige Wiederkehr solcher Feierlichkeiten hervorbrachte, hat die beiden Quaven in stillschweigender Abereinunft eine Art Trauermarsch komponieren lassen, eine rhythmische, immer wiederkehrende Melodie, die das Herz zerreißt. Sie endet mit drei abgerissenen, scharfen Tönen. Ich habe in meinem ganzen Leben noch nichts so unsagbar Trauriges gehört, wie diese drei Töne der Todesmusik. Zwei Türken bereiten das Grab. Sie haben den in ein Segeltuch gehüllten Körper des Gefallenen

nen sacht in die Grube gekniet, mit dem Rücken an die Erdwand gelehnt, das Gesicht nach Mekka gerichtet. Ein französischer Hauptmann hielt in kurzen Worten die Ehrenrede. Die Soldaten präsentierten die Waffen. Dann folgte das türkische Gebet. Die 60 Gefangenen kauerten nieder. Einer unter ihnen, fast ein alter Mann, beugte sich über die Grube und sang mit nasal lautem Strophens des Koran. Die anderen unterbrachen ihn von Zeit zu Zeit mit schmerz erfüllten Schreien: „Hadjil! . . . , Hadjil!“ . . . Der Gesang dauerte eine Viertelstunde. Dann aber senkten die 60 Mann in selbstloser Eile die Köpfe, alle gleich starr in dieser ungeschicktesten, stummen, gebeugten Stellung, regungslos wie Statuen, die Hände an den Achselhöhlen, die Handflächen zum Himmel gehoben. Jeder gab sich dieser rituellen Haltung hin, jeder vergaß die Gefangenschaft, die Zukunft, die Welt. Ein rauher Schrei entrang sich plötzlich der Kehle des Alten: mit gewalttätiger Hast richteten sich alle auf, sie ergriffen mit beiden Händen die frische Erde und warfen den Graben zu, in fieberhafter Eile, als wollten sie uns den Anblick des Toten entziehen, der nun vor Allah gekommen war. Dann traten sie langsam, schweigend und verschlossen den Rückweg an. . .

Das englische Begräbnis war kurz, es vollzog sich fast mit mathematischer Einfachheit. Ein Auto rollte auf dem weißbestäubten Weg heran. Der Geistliche, in Feldgamaschen und Kolonialmütze, saß selbst am Lenkrad. Der Wagen trug den Toten und zwei Soldaten mit Grabhauwerk. In geschickter Wendung stoppte der Geistliche das Auto 10 Meter von der Begräbnisstelle. Er sprang von seinem Sitz herab und vertauschte seinen Khakirock mit einem Umhang aus Spitzen. Der Kote, ein Unteroffizier der Dubliner Schützen, war in eine graue Wolldecke eingewickelt. Unter dem Stoff zeichneten sich seine Körperformen ab. Wie eine athletische Mumie sah er aus. Der Mann Gottes murmelte einen Vebelspruch. Während des Gebets ließen die beiden Soldaten den Leichnam an Stricken herab. Dann nahmen sie die Rücken ab, und die Sonne brannte auf ihren geschorenen Köpfen. Sie blickten in das Grab hinab und schaukelten die Gruft mit wenigen mächtigen Stößen zu. Während dieser Arbeit hatte der Geistliche bereits wieder seinen Khakirock angelegt und den Motor angekurbelt. Er stieg auf den Führersitz, und ratternd war das Auto schnell verschwunden. Die englischen Toten steigen schnell hinab. Gebet, Leichenrede, Begräbnis — all das hatte nicht länger als 10 Minuten gedauert. . . Die Franzosen schlugen an diesem Morgen den Rekord: acht Soldaten und ein Kolonialhauptmann waren im Fiebersieber gestorben. 100 Mann — 50 Senegalneger und 50 Juaven — bildeten die Begleitung. Die mit französischen Flaggentüchern bedeckten schweren Särge waren auf vier marokkanischen Karren aufgeladen. Diese Karren, Arabas genannt, befördern morgens die Särge, mittags das Essen und abends die Post. Das französische Feldsignal erklang laut und hell. Der Priester war in Offiziersuniform, nur durch eine Armbinde des roten Kreuzes und einen Stern am Hals tragen besonders gekennzeichnet. Der Friedhof, bereits der vierte auf Gallipoli, liegt am Hang eines Feldes, auf dem früher Korn geerntet wurde. Die Feldgrenze rückt täglich weiter zurück, und eine seltsame Saat weißer Kreuze blüht aus dem rauhen Erdreich. Jedesmal, wenn ein Sarg hinabgesenkt wird, erschallt das De profundis, und die Mannschaften präsentieren. Unter Trommelschlag schreiten die Soldaten — Schwarze und Weiße — um die Gräber und werfen jeder eine Handvoll Erde hinein. Und in diesem Augenblick erdröhnen von der Feuerlinie her gewaltige dumpfe Explosionen. Ihr regelmäßiger Donner grüßt wie eine Salve zu Ehren des Todes.“

(Kz.)



Aus der Kriegszeit.

Ein tapferer Reiteroffizier. Am 28. August erhielt Leutnant v. Robendorff des Jäger-Regiments zu Pferd Nr. 4 den Auftrag, mit einer Patrouille von 2 Unteroffizieren und 20 Jägern über Köffel auf Sorquitten vorzugehen, um die Bewegungen des Feindes zu erkundigen. An der Seeenge von Sorquitten stiegen sie auf eine russische Kavalleriedivision. Rasch entschlossen ließ Leutnant v. Robendorff absteigen, zog seine geringen Kräfte geschickt hinter eine Höhe in breiter Front zum Fußgefecht auseinander und eröffnete aus einer Entfernung von 800 Meter ein lebhaftes Feuer auf die

ahnungslos anreitende Vorhut des Feindes. Sein kühner Plan gelang. Die Russen, in dem Glauben, sich stärkeren Kräften gegenüber zu befinden, gerieten in Verwirrung und jagten unter Zurücklassung von mehreren Verwundeten hinter die Seeenge zurück. Erst nach Verlauf einer Stunde wagte es die russische Kavallerie, unterstützt von einem Regiment Infanterie, wieder vorzugehen. Dieser Übermacht mußte die Patrouille weichen. Nachdem sie die Nacht in dauernder Fühlung mit dem Feind zugebracht hatte, ohne daß derselbe einen energischen Angriff gewagt hätte, zog sie sich gegen Mittag auf Köffel zurück. Kurz vor Köffel erreichte sie die Nachricht, die Stadt sei von feindlicher Kavallerie besetzt. Sofort beschloß v. Robendorff, die Russen durch ein festes Reiterstückchen zu täuschen. Er zog seine Leute auf 200 Meter Tiefe auseinander, setzte sich selbst an die Spitze und galoppierte in den Ort hinein. Auch diesmal ließen sich die Russen täuschen und vermuteten hinter dem großen Staubwirbel stärkere Kavallerie. Eine auf dem Marktplatz haltende Kosakenabteilung flüchtete in größter Verwirrung zum anderen Tor hinaus, und unter Hurrarufen besetzten unsere tapferen 20 Jäger die Stadt Köffel. Leutnant v. Robendorff holte eigenhändig die russische Fahne vom Rathaussturm, hißte die deutsche Flagge und erklärte unter nicht endenwollendem Jubel der Bevölkerung Köffel wieder zur deutschen Stadt. Als Beute fielen ihm große Mengen Brot und Mehl in die Hand. Noch viele andere schneidige Ritte zeigten den Mut und den Reitergeist von Robendorffs. Auf einer schwierigen Patrouille gegen die starken Feldbefestigungen der Russen nördlich Piasczno ritt er mit den Worten: „Wir müssen die Stellungen erkunden, koste es was es wolle!“ dicht an die feindlichen Linien heran und starb, von zwei Kugeln getroffen, den Heldentod.

Deutschland, Deutschland über alles. Es war eine stürmische Nacht. Ein orkanartiger Wind segte über die Schützengräben dahin, plötzlich einsetzender Platzregen fuhr den im Graben wachhaltenden Mannschaften wie mit Peitschen durch das Gesicht. Ab und zu durchbrach der Mond die am Himmel sich türmenden Wolkensäulen, um das Gelände kurze Zeit zu erhellen. Leuchtraketen stiegen hüben und drüben auf, aber der rasende Sturm entführte sie bald. Plötzlich ein dumpfer Knall. Das von einer Kompanie des hannoverschen Reserve-Regiments Nr. 73 besetzte Grabenstück ist durch Minen in die Luft gesprengt. Zu gleicher Zeit schleudert feindliche Artillerie große Massen von Eishagel auf die noch besetzten deutschen Gräben. Die Deutschen wissen genug: Ein Angriff steht bevor. Und in der Tat, nachdem das Artilleriefeuer eine Zeitlang gewirkt hatte, stürmt die feindliche Infanterie auf die Engstelle los und besetzt den Graben. Die Kunde von dem Einbruch des Gegners erreicht den Abschnittskommandeur. Dieser gibt zwei Kompanien den Befehl, sofort einen Gegenstoß zu unternehmen. Lautlos erklimmen die Mannschaften den Rand der hinteren Gräben und eilen mit aufgeflecktem Seitengewehr dem Feind entgegen. Von der rechten Anschlagkompanie erreicht der Leutnant der Reserve Hesse aus Gaba mit seinem Zug den Graben zuerst und seine Leute werfen unter brausenden Hurrarufen den Feind aus der Stellung wieder hinaus. Leider wird der Anschlag mit den links von ihm stürmenden Zügen nicht erreicht, so daß dazwischen eine Lücke klappt, in der sich noch zahlreiche Feinde befinden. Der aus dem Graben zurückgeworfene Gegner macht gegen Hesses Abteilung wieder Front, und der Zug läuft Gefahr, — von einer erdrückenden Übermacht angegriffen — in Gefangenschaft zu geraten. In diesem Augenblick höchster Not ertönt das Schuß- und Truchlied: „Deutschland, Deutschland über alles“. Hesse hat es angestimmt, und sogleich fallen seine Leute mit ein. Mächtig brausen die Verse durch die Luft. Das deutsche Lied verfehlt seine Wirkung nicht. Durch den Gesang eingeschüchtert, verläßt der Feind fliehend den Graben, verfolgt vom wohlgezielten Feuer der kleinen Truppe des Leutnants Hesse. Hesse wurde für seine Geistesgegenwart und sein tapferes Verhalten mit dem Eisernen Kreuz 1. Klasse belohnt.

Kriegs-Palamorgana. In schmalen Landstrichen sind in der letzten Zeit verschiedentlich Luftspiegelungen von aufmarschierenden Heeremassen wahrgenommen worden. Wie jetzt wieder aus dem Ortchen Hofmann in Böhmen gemeldet wird, wurde dort die Revallierung in den jüngsten Tagen erneut Zeuge einer prächtigen kriegerischen Palamorgana. Man erblickte hoch in der Luft eine romantisch an einem Berge gelegene unbekannte Stadt, durch die ein Reiterregiment hin

durch galoppierte, dem auf dem Fuße Infanterietruppen in großen Mengen folgten. Die seltsame Beobachtung, für die man in unserer kriegsdurchtobten Zeit da fast auf dem ganzen Erdenrund fortwährend Truppenmassen in Bewegung sind, wohl un schwer wird eine natürliche Erklärung finden können, erinnert lebhaft an eine Luftspiegelung ganz ähnlicher Art, die vor 61 Jahren im Januar 1854 bei Linna in Westfalen sich ereignete, und die wegen der Grobheit ihrer Erscheinung damals bedeutendes Aufsehen erregte, ja sogar in der wissenschaftlichen Welt einen erheblichen Streit der Meinungen erregte. Das merkwürdige Vorkommnis wird in der „Neuen Preussischen Zeitung“ vom 11. Februar 1854 folgendermaßen beschrieben: „Am 22. Januar wurde bei Buderich, einem Dorfe an der Chaussee zwischen Linna und Werl (Reg.-Bez. Arnberg), ein imposantes Phänomen (Luftspiegelung) beobachtet und mit der Sage von einer bevorstehenden Völkerschlacht am Birnbaum in Verbindung gebracht. Täuschlich ist durch eine große Anzahl von Augenzeugen festgestellt, daß am 22. Januar um die Zeit, wo sich die Sonne zum Untergang neigte, von einer Anhöhe Schlingens — einem isoliert stehenden Hause — ein innerer Heereszug nach dem Schafhauser Holze sich fortbewegte. Bühte man sich zur Erde, so konnte man unter dem Bauche der Pferde hinweg bis zum fernen Horizonte sehen, die Bewegungen der Pferde deutlich wahrnehmen. Auch Infanterie konnte man in großer Menge und das Blühen ihrer Musketen genau sehen. Derseits folgte ein unabsehbarer Wagenzug, welchem die Kavallerie sich anschloß, die nach dem Dorfe Hemde abzuwentte. Als das Fußvolk im Schafhauser Holze und die Kavallerie sich vor demselben befand, verschwammen die Räume in einem dichten Rauch. Mit dem Untergange der Sonne verschwand das höchst interessante Schauspiel.“ Daß die Erscheinung gerade zwischen Linna und Werl gesehen wurde, mußte der bekannten uralten, aber sehr fagenhaft klingenden angeblichen Prophezeiung, wonach sich in der betreffenden Gemarkung, die noch heute „Am Birnbaum“ heißt, einmal die größte aller Völkerschlächte abspielen soll, naturgemäß neue Nahrung geben. Übergangsweise Gemüter hatten schon 1868 mit Hüten der Erfüllung des prophetischen Wortes, und sie warteten in noch größeren Angsten 1870/71 auf das Ereignis. Trübsinn vergebens. Und heute, wo der gewaltigste aller Kriege entbrannt ist, dürfte es wieder nichts werden mit der Riesen Schlacht am Birnbaum. Deutsche Kraft und Stärke haben glücklicherweise dafür gesorgt, daß sich die katastrophalen Entfahrungen dieser schweren Epoche weitab vom schönen Westfalenlande auf feindlicher Erde vollziehen.

Ein alter englischer Denkvers über den Krieg. Die englische Zeit- und Gelegenheitsdichtung, die sich auch mit Vorliebe rein menschlicher Verhältnisse in Schilderung oder Persiflage bewandte, hat in früheren besseren Zeiten manch kräftiges und nachdenkliches Wortlein gefunden. Sie bühte damals vor allem, als die typische Gestalt des John Bull eben erst gefunden war, die jüngst ihr 200jähriges „Jubiläum“ begehen konnte und so charakteristisch für die politische und soziale Entwicklung Britanniens geworden ist, daß man sie englische Geschichte der letzten zwei Jahrhunderte als die John-Bull-Epoche bezeichnen und brandmarken könnte. Zu Anfang dieser John-Bull-Zeit also brachte, wie der „Deutsche Buch- und Seindruker“ mitteilt, ein englisches Buchhändler-Blatt vom Jahre 1747 folgende sinnreiche Lehre vom Lauf der Welt, die in deutscher Übersetzung lautet:

Krieg gebiert Armut,
Armut — Frieden,
Friede — Reichtum,
Reichtum — Stolz,
Stolz ist des Krieges Grund,
Krieg gebiert Armut:
Die Welt ist rund.

Was hier mit „Stolz“ wiedergegebene Wort bedeutet im Sprachschatz des 17. und 18. Jahrhunderts, dessen guter Kenner der gelehrte Dr. Johnson war, in ausgeprägterer Fassung etwa „Eckmüt“, „Übermüt“, was den beachtlichsten Sinn des Denkverses noch schärfer hervorhebt. Er ward 1900 in den Londoner „Daily News“ neu abgedruckt, aber die übermütigen Söhne Albions haben, wie das auch so der Lauf der Welt ist, keine nützlichen Lehren aus dem Spruch der Vorväter gezogen. Vielleicht prägt ihnen der Weltkrieg jetzt die heilsame Erkenntnis ein.

Die Neuheiten der kommenden Herbstmode werden weniger Überraschungen bringen, als man allgemein erwartete. Wohl ist es schon jetzt erwiesen, daß die Weite der Röde zunehmen wird, doch mehrten sich die Anzeichen, daß sie nicht die Stoffmengen verschlingen werden, die man jetzt vielfach voraussetzt. Ist doch zwischen Reifalten- und Blüffestaltentwürden bezüglich ihrer Weite ein großer Unterschied; nun — die ersteren haben die Aussicht, die Herrschaft vor jenen zu behaupten. Auch die Rüschen in Tüllfalten am Rockrand werden sich nur vereinzelt zeigen, dafür werden Schrägstreifen verwendet, die zur Herstellung kaum halbsoviel Stoff wie jene benötigen. Seide und Samt sind die bevorzugten Stoffe der Herbstmode, jedoch wird auch Popeline, Serge und weicher Körper viel getragen werden. Die Herbsthüte sind vorläufig noch recht schlicht in der Form. Breitrandig, mit flachem, geradem Kopf sind sowohl die Nips- wie auch Samt- und Velbshüte gehalten, die beiden ersteren fast durchweg mit weissem Kopf und schwarzer Unterseite oder Krempe oder umgekehrt. Auch die Garnitur ist nur in diesen Farben gewählt, gleichviel, ob es sich um Seiden- oder Samtblütenranken oder einzelne Gestecke, Federposen, Federköpfe oder rings um den ganzen Hut gelegte Federfränze in reizvoll-eigenartiger Anordnung handelt. Die Herbstjaden sind fast durchweg lose und weitfallend gehalten. Die Ärmel glatt eingefeskt und am Handgelenk sich erweiternd oder kimonoartig angeschnitten mit weitem Ärmloch eingefeskt und weit und bausig gehalten. Nur Sportjaden machen darin eine Ausnahme, an ihnen sind die langen, engen Ärmel glatt eingefeskt und durch breite, Knopfbefeskte Aufschläge verziert, mit denen der hohe Stehragen an dichtgeschlossenen Vordertheilen übereinstimmt. Vereinzelt sind auch an den Jaden wieder Rückengürtel, meist aber nur Seiten- oder Vordergürtel vorhanden. Die Wintermäntel sind weit, glatt ausfallend, dreiviertellang und mit Gürteln und Taschen in oft bizarrer Art ausgestaltet. Meist hochgeschlossen, vermitteln den Schluß nutzgroße Äugelnöpfe in gleicher Farbe mit hell- oder buntfarbigen Einlagen, die auch die Taschen aufknöpfen und die ziemlich großen, abstechenden Aufschläge der Ärmel verzierten, die wie jene der Jaden im Schnitt verschieden sind. Als Herbststiefel wird ein ziemlich hoher Schnürstiefel mit Samt-, Tuch- oder Nipsbeinsatz und Pelzband viel getragen werden. Eine eigenartige Neuheit ist der hinten seitlich geknöpft Stiefel, der aber seines unbequemen Anlegens wegen sicher wenig Liebhaberinnen finden wird.

Für kühlere Spätsommertage und -abende brachte die Mode einige recht gefällig wirkende Hüllen. Unter diesen ist zunächst ein kurzer Pelserinentragen zu nennen, der meist nur Rücken und Schultern deckt und über der Brust mit flotten kleinen Schleifen oder Spangen gehalten wird. Kleine Klapptragen, vorn in seitlich zurückgeschlagene Ecken übergehend oder diesen gleich angeschnitten oder Stehumlegtragen, vorn in ihrer praktischen Art den Hals freilassend, bilden den oberen Abschluß. Vereinzelt sind sie auch im Rücken boleroartig anliegend und nur über den Schultern glatt ausfallend, eine Form, die sich besonders auf den düstigen-weißen Kleidern jugendlicher Mädchengestalten gut ausnimmt. Taftseide, weiches Tuch und mit Seide unterlegter Vell sind das meist dazu verwendete Material; wenn abgefüllert, dann stets mit sehr lichten Seidenstoffen, meist jedoch reinweiß. Als Garnitur wird viel Tresse in allen Breiten, Soutache und schmales, schwarzes Nipsband verwendet, vereinzelte Formen zeigten jedoch auch recht apart wirkende Pierliche in der Grundfarbe des Stoffes. Eine andere schützende Hülle sind breite gestrickte Schals, lang genug, die Brust zu kreuzen und im Rücken leicht verschlungen, zwei lange Enden herabfallen zu lassen, breit genug, um im Notfall den ganzen Oberkörper bis über die Hüften zu schützen und zu wärmen. Weiß, Schwarz, Hellgrau, Blaugrau, Dunkelblau und -grün sind die bevorzugtesten Farben, vielfach die breiten, bogig gehaltenen Ränder auch in absteckender Farbe gehalten. Dagegen sieht man nur ganz vereinzelt gestreifte Schals und dann fast stets nur in Schwarz-Weiß gehalten. Schließlich sei noch ein flottes Bolerosfridschäcken erwähnt, das, ähnlich den bekannten Blusenphonern in der Form, am Hals mit breiter, voller Rüsche verziert ist, deren Rand ganz schmal mit zierlichen Picots in leuchtenden Farben: Rot zu Schwarz, Grün zu Schwarz, Altgold zu Schwarz, Schwarz zu Hellgrün oder Weiß, behäufelt ist, ein reizvoller Schmuck, mit dem die meist runden Äugelnöpfe völlig übereinstimmen.

S. v. St.